

## Der Mauerbau im autobiografischen Fokus

Frank Hoffmann

Bei der 4. Geschichtsmesse der Bundesstiftung Aufarbeitung im Februar 2011 in Suhl stand bereits das Eröffnungspodium ganz im Zeichen des Mauerbaus vor 50 Jahren, der für 2011 längst zum markanten geschichtspolitischen Erinnerungsdatum erhoben war, ganz dem erinnerungskulturellen Gestus der Geschichtsmesse angemessen.<sup>1</sup> Indes sollte mit einer kleinen wissenschaftlichen Sensation begonnen werden, so schien es jedenfalls. Manfred Wilke, der Soziologe, Historiker und DDR-Forscher, hatte, in einem eher zufälligen Kontext, einen wichtigen Zeitzeugen ausfindig gemacht, dessen Mitteilungen, so Wilke, „vorläufig eine Forschungslücke in der bisherigen Darstellung der Ereignisse um den 13. August 1961“ zu schließen in der Lage seien:<sup>2</sup> Der Erinnerungsbericht des seinerzeitigen stellvertretenden Chefs des operativen Stabs der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland (GSSD) Oberst bzw. zuletzt Generaloberst Anatolij Grigorjewitsch Mereschko, verdeutliche „den engen Zusammenhang von politischer und militärischer Entscheidung“ beim Prozess hin zum 13. August, insbesondere den Anteil und das Interesse Chruschtschows und der Sowjetunion. Damit sei „die in Deutschland weit verbreitete Auffassung, es handele sich nur um ‚Ulbrichts Mauer‘, in das Reich der Legenden“ verwiesen.<sup>3</sup> Doch die sich abzeichnende Debatte um die durchschlagende

---

<sup>1</sup> Vgl. die Dokumentation zur Geschichtsmesse 2011 auf der Website unter: <http://www.geschichtsmesse.de/2011.php>; ebd. auch das Programm und das Lesebuch mit den Programmbeschreibungen. Der Verfasser war bei der im Folgenden geschilderten Podiumsdiskussion persönlich anwesend und berichtet insoweit als ‚Zeitzeuge‘.

<sup>2</sup> Manfred Wilke (Einführung) / Alexander J. Vatlin: „Arbeiten Sie einen Plan zur Grenzordnung zwischen beiden Teilen Berlins aus!“ Interview mit Generaloberst Anatolij Grigorjewitsch Mereschko. In: *Deutschland Archiv* 44 (2011) H. 2, S. 89-96; vgl. jetzt auch Manfred Wilke: *Der Weg zur Mauer. Stationen der Teilungsgeschichte*. Berlin 2011.

<sup>3</sup> Die Zitate nach Wilkes Einführung zu dem in Fußnote 2 zitierten Beitrag, S. 90 f. Noch während des Gesprächs bei der Geschichtsmesse wurde darauf aufmerksam gemacht, dass der Beitrag mit dem Mereschko-Interview *ab sofort* auf der Internet-Plattform des *Deutschland Archivs* zugänglich sei.

Aussagekraft oder auch leichte Relativierbarkeit dieses Funds blieb aus. Nicht nur mochte, anders als der Moderator des Gesprächs, Sven-Felix Kellerhoff, Hans-Hermann Hertle als der vorgesehene Antagonist Wilkes nicht so recht in eine materielle Auseinandersetzung einsteigen. Entscheidender war, nach einigem gelehrten Meinungswechsel, die Intervention des dritten Gesprächspartners, keines geringeren als Rainer Eppelmanns, also des Vorsitzenden der *Bundesstiftung Aufarbeitung* und mithin des eigentlichen Gastgebers. Nachdem er mit Freundlichkeit den analytischen Überlegungen der Zeithistoriker seinen persönlichen Respekt zollte, auch die Wichtigkeit der Detailerörterungen über die Gewichtung des Ost-Berliner und des Moskauer Anteils am Geschehen vor und um den 13. August 1961 um kein Jota geschmälert sehen wollte, kam er zu seinem eigentlichen Punkt: So wirklich entscheidend für die heutige Bedeutung dieses Ereignisses seien die feinen historischen Differenzierungen wohl nicht, denn wesentlich sei doch die unmittelbare persönliche Betroffenheit der Menschen in Berlin, in der DDR bzw. im ganzen Deutschland durch die Ereignisse vom 13. August 1961 gewesen. Und am eindrucksvollsten käme diese zum Ausdruck im Votum der *Zeitzeugen*.

Damit hatte Eppelmann nicht nur für die Geschichtsmesse das eigentliche Stichwort geliefert, sondern auch eine programmatische Vorgabe für die erinnerungskulturelle Bemächtigung des Mauerbaus im Jahre 2011 entwickelt. Es geht darum, in welcher Weise dieses Ereignis in das Leben der Menschen eingriff, sie berührte, verstörte, oft ganz aus der Bahn warf. Gerade einer jüngeren Generation könnte mit Blick auf die Konsequenzen des Mauerbaus in der je individuellen Perspektive von Erinnerungen die politisch-historische Bedeutung der 1961 abgeschlossenen Spaltung Berlins, Deutschlands und des Kontinents anschaulicher und verständlicher gemacht werden. Allerdings ist die individualgeschichtliche Reflexion der Ereignisse von 1961, und hier liegt die Krux von Eppelmanns sympathischer und geschichtspolitisch wohl zutreffender These, nicht minder verschattet als die Zugänge zu den realhistorisch erschließbaren Prozessen hin zur Teilung Berlins im August vor 50 Jahren. Soweit ließe sich jedenfalls im Vorgriff auf die folgenden Überlegungen zur Erinnerung an den Mauerbau in der autobiografisch geprägten Literatur zur DDR eine vorläufige

Quintessenz formulieren, die dem Erinnerungsstrom in seiner ganzen Mannigfaltigkeit gerecht zu werden versucht.

Freilich, niemand anderes als Rainer Eppelmann selbst hatte frühzeitig eine überaus lesenswerte und an politischer Eindeutigkeit wie narrativer Vielschichtigkeit kaum etwas zu wünschen übriglassende Darstellung seiner eigenen Erinnerungen an den Mauerbau gegeben: Für den 18-Jährigen bricht im August 1961 nicht nur die politische Welt zusammen, sondern gleichzeitig geraten auch die familiär-private und die individuell-schulische Lebensordnung aus den Fugen. Alle Erwartungshorizonte brechen ein. Aber was so zusammengefasst wie eine absolute Katastrophe klingt, liest sich auf den ersten sieben Seiten von Eppelmans Erinnerungen von 1993 eher beiläufig, fast harmlos, mit bitterburlesken Szenen und humorvollen Einsprengseln. Nur das Zwischenfazit ist hart und klar, in doppelter, privater wie politischer Hinsicht: „Mir war von vornherein klar, dass mein Leben anders verlaufen wäre, hätte ich in den Westen gehen können.“ Und weiter, als Kommentar zu einer familiären Wink-Verabredung an der Ost und West trennenden Heinrich-Heine-Straße: „Ich war maßlos traurig – und wütend. Die Mauer mit all ihren Folgen für meine Familie und mich würde ich der SED nie verzeihen.“<sup>4</sup> Bei dieser Verabredung sehen Eppelmann mit Mutter und Geschwistern auf der anderen Seite der Stacheldraht-Absperrungen den eigenen Vater. Ihm galt auch der zuerst zitierte Satz des Fazits. Der Vater, bis 1961 besonders privilegierter Grenzgänger mit West-Berliner Ausweis<sup>5</sup> und West-Berliner Arbeitsplatz, war als Rheinländer der „Mutter zuliebe nach Berlin gekommen, aber freiwillig einsperren ließ er sich nicht.“ Eppelmann fügt hinzu: „Auch nicht für uns.“,<sup>6</sup> was reichen muss als Vorwurf in dieser quälenden Familienerinnerung. Der dringenden Bitte seines ältesten Sohns, auch für ihn einen West-Berliner Ausweis zu organisieren, damit

---

<sup>4</sup> Rainer Eppelmann: Fremd im eigenen Haus. Mein Leben im anderen Deutschland. Mitarbeit: Christian von Ditfurth. Köln 1993, S. 17.

<sup>5</sup> Er ist dort bei einer Verwandten gemeldet, lebt aber bei der Familie im Ostteil Berlins.

<sup>6</sup> Eppelmann: Fremd im eigenen Haus, S. 13.

auch er, Rainer Eppelmann, nach dem 13. August noch gefahrlos nach West-Berlin gehen kann, kommt der Vater nicht nach. Erst Jahre später kann die Mutter mit den beiden jüngsten Kindern zum Vater in den Westen überwechseln; Eppelmann wird schließlich bewusst in der DDR bleiben, auch als ihn die Mächtigen längst gern hätten ziehen lassen oder loswerden wollen.<sup>7</sup>

Der familiäre Nexus prägt ganz stark das Erinnerungsbild an den August 1961, auch wenn es mit anderen Elementen verknüpft ist. Denn wie so viele ist auch der junge Rainer Eppelmann im August 1961 in den Sommerferien, genauer gesagt: auf einer Rüstzeit der Jungen Gemeinde. Dort hört er mit den Gleichaltrigen von den Maßnahmen in Berlin und man singt, den Ernst der Lage völlig missdeutend, einen „vierstimmigen Kanon: Berlin ist zu, Berlin ist zu.“<sup>8</sup>

Mit diesem Blick von Außen beginnt nicht nur die Rekonstruktion der Mauerbau-Erinnerung, sondern das autobiografische Buch Eppelmans selbst. Die Kindheit und Jugend, auch die familiäre Vorgeschichte fallen dem so exponierten biografischen Schlüsselereignis vom 13. August 1961 gegenüber nicht ins Gewicht und werden mit wenigen Strichen nachgetragen. Damit erhält der Mauerbau in der lebensgeschichtlichen Tektonik eine überragende Funktion, die Eppelmann unmittelbar nach den Mauerbau-Erinnerungen mit dem 9. November 1989 parallelisiert: „Ich empfand den 9. November 1989 als die notwendige Korrektur des unmenschlichen 13. August 1961. Dieser hatte alles zerschlagen, was ich mir für meine Zukunft erträumte.“<sup>9</sup>

Selten findet man in der autobiografischen Literatur zur DDR eine solch nahtlose Kongruenz individueller und öffentlicher Geschichte. Eppelmans Modelltext prägt daher in dieser Hinsicht für die folgenden Untersuchungen weniger eine paradigmatische Mitte als vielmehr die Variante einer Extremposition aus, die dem Mauerbau eine Schlüsselfunktion für die Autobiografie zuweist. Als ihr

---

<sup>7</sup> Vgl. ebd., S. 269-273.

<sup>8</sup> Ebd., S. 11. In der Neufassung oder Fortschreibung seiner Autobiografie hat er diese Liedzeile zur Kapitelüberschrift erhoben und damit akzentuiert. Vgl. Rainer Eppelmann: Gottes doppelte Spur. Vom Staatsfeind zum Parlamentarier. Holzgerlingen 2007, S. 10 ff.

<sup>9</sup> Eppelmann: Fremd im eigenen Haus, S. 18.

Gegenüber wäre – inhaltsanalytisch, nicht normativ – die völlige Leerstelle zu charakterisieren, also eine, wie immer bewusste, Nicht-Einbeziehung der Ereignisse von 1961 in eine DDR-Autobiografie. Beispiele dafür werden sich benennen lassen, wobei die Marginalisierung dieses Geschehens in der Erinnerung in einer Stufenfolge von der beiläufigen Erwähnung bis zur markant ausgestalteten Nicht-Erwähnung findet. Zu fragen wird dann bleiben, inwieweit die Verneinung des individuellen Zäsurcharakters auch eine Konsequenz für die normative Bewertung des Mauerbaus hat. Umgekehrt determiniert die lebensgeschichtliche Erfahrung eines Bruchs durch den 13. August 1961 nicht notwendig seine normative, also historisch-politische Bewertung.

Gleichwohl unterstreicht der am Zeugnis Eppelmanns exponierte Zäsurcharakter der Ereignisse von 1961 die Verbindung autobiografischer Arbeit mit den Mustern historischer Erfahrung.<sup>10</sup> Krisen und Brüche im öffentlichen Geschichtsbewusstsein markieren indes, wie angedeutet, keineswegs notwendig die persönlich erlebte Geschichte und Autobiografen überblenden mit ihrer individuellen Geschichte oft Zäsuren, sei es unbewusst oder sei es auch durchaus in strategischer Absicht.<sup>11</sup>

Aber mit dieser auf den Zäsurcharakter abzielenden Klassifikation dieses autobiografischen Zugriffs auf den Mauerbau ist Eppelmanns Zeitzeugen-Aussage keineswegs erschöpfend analysiert. Sein Urteil, dass der 13. August ihm seine Zukunft „zerschlagen“ habe, bindet die persönliche Existenz erkennbar ganz an die politische Dimension, wobei hier offen gelassen sein mag, inwieweit privat-familiäre Verletzungen damit verdeckt sind.

Umso wichtiger ist, mit welchen argumentativen Elementen Eppelmann den Mauerbau erklärt:<sup>12</sup> Er referiert die Unruhe in der Berliner Bevölkerung im Frühjahr und Sommer 1961, Ulbrichts berühmtes Dementi eines Mauerbaus vom 15.

---

<sup>10</sup> Vgl. die Beiträge in Heinz-Peter Preusser / Helmut Schmitz (Hg.): *Autobiografie und historische Krisenerfahrung*. Heidelberg 2010.

<sup>11</sup> Vgl. Christiane Lahusen: *Den Sozialismus erzählen. Autobiografische Interpretationen von Diskontinuitäten*. In: Preusser / Schmitz: *Autobiografie ...*, S. 139-148, besonders S. 148.

<sup>12</sup> Vgl. Eppelmann: *Fremd im eigenen Haus*, S. 16.

Juni, das Vertrauen auf den Viermächtestatus und den „Westen“, der sich dies „nicht bieten lassen“<sup>13</sup> würde, vor allem aber wird als Kernnarrativ die Fluchtbewegung als auslösendes Motiv entfaltet. In seiner Wortwahl ist Eppelmann dabei bildkräftig und entschieden: „Dabei war für jeden sichtbar, dass die DDR ausblutete. Sie verlor vor allem Monat für Monat Tausende von hochqualifizierten Wissenschaftlern und Facharbeitern, meist junge Menschen, die keine Perspektive für sich im SED-Sozialismus sahen.“<sup>14</sup> Der nachgeschobene Nebensatz und die folgenden Erläuterungen sind wichtig, markieren sie doch Eppelmans Perspektive, nämlich die der Betroffenen selbst, die hier als Akteure erscheinen und nicht als gleichsam getriebene Objekte des Kalten Kriegs. In anderer Fokussierung, nämlich aus der Perspektive der DDR, findet sich die bewertende Beschreibung der Flucht hingegen durchaus auch in zahlreichen Erinnerungstexten von Autoren, die den 13. August völlig anders bewerten und kontextualisieren. Das gilt besonders für die ganz offenbar zeitgenössische Metapher vom „Ausbluten“ der DDR, die mit anderen Vorzeichen und gleichsam formelhaft zum Beispiel auch die Politbüromitglieder von 1989, Alfred Neumann und Heinz Kessler, verwenden,<sup>15</sup> die aber auch in viele weitere, oft abwägende Erinnerungen Eingang gefunden hat.<sup>16</sup>

---

<sup>13</sup> Ebd., S. 13.

<sup>14</sup> Ebd., S. 16.

<sup>15</sup> Heinz Kessler: Zur Sache und zur Person. Erinnerungen. Berlin <sup>2</sup>1996, S. 200. Alfred Neumann formuliert den Satz im Kontext der militärischen Vorbereitungen des Mauerbaus und der Gründung des Nationalen Verteidigungsrates: „Es gab doch das Ausbluten der DDR.“ In: Poltergeist im Politbüro. Siegfried Prokop im Gespräch mit Alfred Neumann. Frankfurt (Oder) 1996, S. 175; vgl. auch Hans Bentzien: Meine Sekretäre und ich. Berlin 1995, S. 176: „Die Befürchtung vor [!] dem Ausbluten der DDR hörte man damals allenthalben.“

<sup>16</sup> Besonders ausgeweitet wird die Metapher bei Alice und Gerhard Zadek: Ihr seid wohl meschugge. Berlin 1998, S. 125: „Die Bevölkerung, hieß es, sei beunruhigt über massenhafte Schiebergeschäfte. Man hatte den Eindruck, Ostberlin würde über die 81 unkontrollierbaren Straßenverbindungen mit dem Westen *wie über aufgeschnittene Adern regelrecht ausbluten*. 60.000 Pendler verkehrten täglich hin und her, arbeiteten für D-Mark im Westen und profitierten vom billigen, subventionierten Leben und Wohnen im Osten.“ [Hervorhebung d. d. Verf.] Wirkt der erste Satz durch die Markierung der indirekten Rede und den Konjunktiv noch eindeutig als distanzierendes Referat, wird die Wertung zunehmend als eigene erkennbar. Bei Joachim Petzold: Parteinahme wofür? DDR-Historiker im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft. Unter Mitarbeit von Waltraud Petzold. Hg. von Martin Sabrow.

Der argumentative Einschub ist insofern bedeutsam, als der Autobiograf hier keineswegs als Zeitzeuge bzw. ‚in eigener Sache‘ spricht, sondern zeithistorisch informiert und aufgeklärt referiert. Inwieweit den 18-Jährigen die Umstände und Folgen der Fluchtbewegung persönlich berührt haben, wird nicht erkennbar; ebenso im folgenden Absatz, worin die Begrifflichkeit des „antifaschistischen Schutzwalls“ mit dem Hinweis auf die stereotype SED-Propaganda erläutert wird, wonach die Bonner „Revanchisten“ mit „klingendem Spiel [...] durchs Brandenburger Tor gen Osten marschieren“ wollten.<sup>17</sup> Es ist ein rezeptionstheoretisches Rätsel, ob sich bei derlei – durchaus selbstbewusst ironisierenden – Zitaten nicht doch die Mächtigkeit der historischen Diskursvorgabe durchsetzen kann.

Andere Autoren verknüpfen in diesem Zusammenhang oft die analytische Zusammenfassung mit dem individualisierenden Beispiel: So beschreibt die Schriftstellerin Elfriede Brüning ihr beglücktes Staunen, dass ein Ärzte-Ehepaar aus der Nachbarschaft nach dem 13. August von einem Kongress in Westdeutschland in die DDR zurückkam und „pünktlich am nächsten Tag bei meiner Mutter zum Blutdruckmessen“ erschien. Im Anschluss konstatiert auch sie den „Flüchtlingsstrom“, der in Kombination mit den Grenzgängern und begründet durch die westliche „Abwerbung“ die DDR „in Gefahr, auszubluten“ brächte.<sup>18</sup> Der Historiker Fritz Klein bietet in seinen Erinnerungen dagegen eine sehr viel nüchternere Analyse der Ost-West-Migration für die gesamte Phase von 1949 bis 1961, die zeitliche und soziale Differenzierungen umfasst, ohne „Abwerbung“ und „Grenzgänger“ argumentativ zu bemühen. Die Beschreibung der familiären Fluchtverluste – ein Bruder ging 1959 von der Humboldt-Universität nach Bonn, der zweite flüchtete noch am 13. August – folgt davon sorgfältig getrennt.<sup>19</sup>

---

Potsdam 2000, S. 180, schien „nach dem 13. August 1961 die Gefahr eines Ausblutens der DDR gebannt“.

<sup>17</sup> Eppelmann: *Fremd im eigenen Haus*, S. 16.

<sup>18</sup> Elfriede Brüning: *Und außerdem war es mein Leben. Aufzeichnungen einer Schriftstellerin*. Berlin 1994, S. 265.

<sup>19</sup> Fritz Klein: *Drinnen und draußen. Ein Historiker in der DDR. Erinnerungen*. Frankfurt (Main) 2001, S. 211 ff.

Brünings Arztbeispiel ist insofern interessant, weil es dem stereotypen Element einer besonders auf Ärzte abzielenden westdeutschen „Abwerbung“ zuwiderläuft. So lässt Ex-Politbüromitglied Alfred Neumann im lebensgeschichtlichen Interview mit Siegfried Prokop keinen Widerspruch zu, wenn dieser die Fluchtbewegung mit DDR-spezifischen Versäumnissen erläutern will: „Hör auf, mir solchen Mist zu erzählen. [...] Es gab eine Werbekampagne. Vor allem Urologen und Frauenärzte wurden abgeworben. Fachleute wurden abgeworben, weil die DDR sturmreif gemacht werden sollte.“<sup>20</sup> Und Hermann Axen, 1961 Chefredakteur des „Neuen Deutschland“ sekundiert, indem er „ökonomische Ausplünderung und [...] Abwanderung großer Teile der Bevölkerung“ auf Abwerbung und die „Absicht des Westens, die DDR maximal zu schwächen“ zurückführt.<sup>21</sup>

Mit den früheren SED-Spitzenkadern Keßler, Neumann oder Axen ist gleichsam die normative Gegenposition zu Eppelmann charakterisiert, also die einer kompromisslos an der moralischen Qualität, politischen Notwendigkeit und organisatorischen Gebotenheit des Mauerbaus festhaltenden Linie. Bei aller Kompaktheit ihrer Narrative der Machtpolitik lassen sich allerdings durchaus in diesem Segment des Erinnerungsfelds Differenzierungen erkennen. Kurt Hager, der vierte unter den im Jahr 1961 bereits in höchsten Funktionen aktiven Erinnerungsautoren der Politbüromitglieder von 1989, räumt dem Mauerbau durchaus den Charakter einer Zäsur ein, wenn er mit ihm sowohl das dritte Kapitel (1950 bis 1961) seiner Erinnerungen schließen und das vierte Kapitel<sup>22</sup> beginnen lässt. Keßler hingegen kommt bemüht beiläufig auf die August-Ereignisse zu sprechen, nämlich im Kontext der Frage, ob der Mauerbau Voraussetzung für die 1962 erfolgte Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für die Nationale Volksarmee der DDR gewesen sei.<sup>23</sup> Hager dagegen gibt zunächst einen weit

---

<sup>20</sup> Neumann / Prokop: Poltergeist im Politbüro, S. 174.

<sup>21</sup> Hermann Axen: Ich war ein Diener der Partei. Autobiografische Gespräche mit Harald Neubert. Berlin 1996, S. 222.

<sup>22</sup> Hager sollte als „Sonderbotschafter“ des Staatsrats in Indien, Burma und Indonesien um Verständnis für die Grenzsicherung werben. Mit der recht nüchternen Schilderung dieser nur sehr verhalten erfolgreichen Mission beginnt das vierte Kapitel seiner Erinnerungen.

<sup>23</sup> Keßler: Zur Sache und zur Person, S. 199-204. Die Begründung des Mauerbaus ist in die Antwort auf diese zweite von insgesamt sieben Fragen, mit denen Keßler



ausholenden Rückblick auf die internationale Szenerie der Konflikte und Verhandlungen um Berlin und Deutschland seit 1959, die als „Spiel mit dem Feuer“ charakterisiert werden: die Diskussion um einen gemeinsamen oder einen einseitigen (Sowjetunion – DDR) Friedensvertrag, die diversen Gipfeltreffen, die Zuspitzungen durch die U 2-Affäre und die erste Kuba-Krise, schließlich Kennedys „three essentials“ – mithin also eine breite Faktenreproduktion, die nun nicht im eigentlichen Arbeitsfokus des ZK-Sekretärs Hager lagen. Seine Darstellung mündet in die ausführlich zitierte Aufforderung der Warschauer-Pakt-Staaten vom 12. August an die DDR, „an der Westberliner Grenze [...] verlässliche Bewachung und eine wirksame Kontrolle“ zu gewährleisten. Es folgen Bemerkungen zu den zurückhaltenden Reaktionen der Westmächte auf die „Sicherung der Grenze“, die „ohne ernste Zwischenfälle“ verlaufen sei.<sup>24</sup> Nach einem kurzen Zwischenfazit, das die historische Zwangsläufigkeit des Mauerbaus betont, weil der DDR durch die „offene Grenze [...] seit 1945 riesiger Schaden zugefügt worden“ sei, fügt Hager dann eine längere persönliche Erinnerung an die Vorbereitung des Mauerbaus ein, nämlich an das Treffen führender Staats- und Parteifunktionäre am Döllnsee, bei dem Ulbricht erst am späten Abend die politische Machtelite der DDR über die anlaufenden Maßnahmen unterrichtete. Dieses Treffen auf dem idyllischen Landsitz in der Schorfheide hat auch Alfred Neumann beschrieben, sodass sich hier aus dem Textvergleich einige interessante Aufschlüsse ergeben, die einen kleinen Exkurs rechtfertigen mögen. Ganz offenkundig ist für beide Texte, dass sie die eigene zeithistorische Bedeutung beider Erinnerungsautoren unterstreichen sollen.

Neumann geht es in seinen Einlassungen zum Mauerbau primär darum, die Rolle Honeckers, den er als einen Hauptschuldigen für den Untergang der DDR

---

seine Erinnerungen an die DDR-Phase in seiner Autobiografie gleichsam organisiert, eingebunden. Doch bleibt die Frage letztlich ohne eine explizite Beantwortung: Während Keßler für seinen Bereich der Luftstreitkräfte keine Wehrpflichtigen einsetzen wollte, sei es „unbestritten [...], daß man, um eine Armee wirklich stabil zu machen, das Verständnis für die Notwendigkeit und die Probleme der Verteidigung zur Sache des ganzen Volkes machen muß.“ Für die dafür erforderliche Selbstverständlichkeit des Wehrdienstes seien die psychologischen Bedingungen durch die „Sicherung der Grenzen verstärkt worden“ (S. 203).

<sup>24</sup> Kurt Hager: Erinnerungen. Leipzig 1996, S. 241 f.

ansieht und den er in diesem Erinnerungsinterview bei fast jeder Gelegenheit massiv angreift, zu minimieren: „Ich merkte damals, daß Honecker sich immer mehr profilierte. [...] Nach dem August 1961 stand Honecker als der große Feldherr da. Er tat so, als ob er alles allein gemacht hatte. Das war übertrieben. Er hatte an der Aktion selbst den geringsten Anteil.“<sup>25</sup> Auf Prokops Rückfrage, ob der angeblich von Honecker geleitete Planungsstab überhaupt existiert habe, mystifiziert Neumann dies weiter. Es habe ihn wohl gegeben, aber er habe „ohne ihn gearbeitet“: „Ich weiß nicht, wo sie waren. Die Freunde, die Armee und die Polizei. Das waren die drei Stellen, die das mitwirkten.“<sup>26</sup> Noch auf derselben Seite, nämlich im Zusammenhang mit dem Döllnsee-Abend widerspricht sich Neumann allerdings, wenn er hinsichtlich des Teilnehmerkreises feststellt: „Honecker war nicht dabei. Er war beim Stab.“ Prokops nächste Frage – „Dich hatten sie dabei ganz ausgeklammert?“ – leitet dann Neumanns Darlegungen vom Döllnsee ein: „Nicht ganz. Wie waren am Vorabend zum Döllnsee eingeladen.“<sup>27</sup> Faktisch waren also er und die meisten anderen Mitglieder von Politbüro, Staats- und Ministerrat aus dem Entscheidungsprozess ausgeklammert, aber mit seiner Zugehörigkeit zum Kreis der Teilnehmer des Abendgesprächs rettet sich Neumann in der Erinnerung seine eigene Relevanz: Ganz ohne ihn ging es offenbar nicht.

Bei Hager ist diese Erinnerungsbedeutung noch eindrücklicher formuliert, da man den Eindruck gewinnt, er spiele eine Sonderrolle unter den SED-Spitzenleuten. Wie gewichtig das Ereignis ist, ergibt sich nicht nur aus der Stellung als Schlusspointe der Mauerbau-Passagen am Ende eines Hauptkapitels, sondern auch in einer über gut zwei Seiten durchgehaltenen, bei Hager für diese Phasen seiner Biografie ganz seltenen Gestaltung der Erinnerung als eine episodische Schilderung: Erst am Vormittag des 12. August habe er die

---

<sup>25</sup> Neumann / Prokop: Poltergeist im Politbüro, S. 175 f.

<sup>26</sup> Prokop hat seinerseits in einer aktuellen Darstellung die Mitglieder des – von ihm in diesem Gespräch noch in seiner Existenz angezweifelten – Einsatzstabes aufgeführt. Vgl. Siegfried Prokop: Die Berliner Mauer. Fakten, Hintergründe, Probleme. Berlin 2009, S. 41: Er nennt Willi Stoph als Vorsitzenden des Ministerrats, was er wohl allenfalls *de facto* war, da *de iure* der erkrankte Grotewohl im Amt war.

<sup>27</sup> Neumann / Prokop: Poltergeist im Politbüro, S. 176.

„Mitteilung“ Ulbrichts erhalten, „gegen 20 Uhr in Dölln zu sein“,<sup>28</sup> ohne nähere Aufschlüsse zu haben, was der Erste Sekretär wollte. Auf der Fahrt an den Döllnsee glaubt er noch an eine Übung, als er „im Wald verdeckt Panzer und marschmäßig ausgerüstete Soldaten“ sieht.<sup>29</sup> Bei Ulbricht angekommen, bleibt er im Ungewissen, aber der Erste Sekretär weist ihm eine wichtige Rolle zu: „Nachher kommen die Blockfreunde, Du sollst mich bei dem Gespräch unterstützen.“ Hager räumt ein, sich nicht mehr an alle dann eintreffenden Gäste zu erinnern, namentlich sind ihm nur Friedrich Ebert, Gerald Götting, Friedrich Dieckmann, Heinrich Hohmann und Erich Correns bewusst: „Es dürften 10 bis 12 Personen gewesen sein.“ Es bleiben also vielleicht noch weitere vier bis fünf Personen, neben den Genannten, von denen nur Ebert SED-Politbüromitglied ist. Neumann ist in dieser Frage ebenfalls unpräzise, aber man gewinnt den Eindruck eines umfangreicheren Gesprächskreises, wenn er feststellt: „Wir waren [...] zum Döllnsee eingeladen. [...] Die Vertreter der Blockparteien waren auch da. [...] Götting, Gerlach, alle waren sie da.“ Das „wir“ deutet, zumal die Vertreter der Blockparteien als andere Seite erscheinen, auf das Politbüro bzw. die SED-Spitze hin. Auch bejaht er ausdrücklich Prokops Nachfrage, ob „das ganze Politbüro“ dabei war.<sup>30</sup> Anders als bei Hager, der präzise von einer Einladung für 20 Uhr und ein Abendessen spricht, das „bis gegen 10 Uhr dauerte“, erinnert sich Neumann an eine viel längere Veranstaltung: „Nachmittags gab es Kaffee bei Ulbrichts, und Abendbrot gab es auch“. So ist der Spannungsbogen bei ihm viel größer, viel länger sind die Versammlungen im Ungewissen: „Das Interessante war, daß keiner wußte, warum wir zusammenkamen.“ Volkskammerpräsident Dieckmann wollte von ihm, Neumann, Näheres erfahren, aber Neumann hält sich bedeckt: „Ich antwortete: ‚Ich habe keine Ahnung‘. Es war ja nicht meine Sache, die Leute zu informieren.“ Wieder bleibt offen: Wusste Neumann tatsächlich „Näheres“ oder schlüpft er in der Erinnerung nur in die attraktive Rolle des zwar wohl informierten, aber pflichtschuldig schweigsamen Parteisoldaten.

---

<sup>28</sup> Hager: Erinnerungen, S. 242.

<sup>29</sup> Ebd., S. 243, auch für die folgenden Zitate.

<sup>30</sup> Neumann / Prokop: Poltergeist im Politbüro, S. 176, auch für die weiteren Zitate.

Neumann malt die Spannung und die Partyszenerie – es sei weitergegangen mit „Plätscher, Plätscher, Witze erzählen und Musik hören“ – noch ein wenig aus, um dann die „zu einer bestimmten Zeit“, nämlich „vor 12 Uhr“ verkündete Botschaft Ulbrichts auf einen Satz zu konzentrieren, den er als wörtliches Zitat anführt: „Aufgrund der Volkskammerbeschlüsse werden heute Nacht zuverlässige Sicherungen an der Grenze vorgenommen.“ Danach folgt, auf Prokops Frage, nur noch die Feststellung, dass alle einverstanden waren: „Wer sollte protestieren?“

Hager führt Ulbrichts Mitteilungen in indirekter Rede und sehr viel eingehender an und schließt die Episode mit der Überlegung, er könnte „nicht sagen, daß die Mitteilung wie ein Schock“ gewirkt habe. Niemand habe widersprochen, vielmehr sei Anerkennung laut geworden dafür, „daß es gelungen [sei], die Aktion unter größter Geheimhaltung vorzubereiten.“ Seine eigene Rolle sieht er dann bescheiden: Zwar habe er sich an den weiteren Gesprächen beteiligt, „aber eigentlich wäre meine Anwesenheit nicht erforderlich gewesen.“<sup>31</sup>

Hager rundet die Darstellung mit einigen Erläuterungen ab: Er nennt Honecker, Verteidigungsminister Hoffmann, Innenminister Maron, Mielke und den Berliner Parteisekretär Verner<sup>32</sup> als die „unmittelbar Beauftragten“, wiederholt nochmals die Hinweise auf die begrenzten Proteste des Westens und die (relative) Friedlichkeit der ganzen Aktion, bevor er in einer abschließenden Bilanz den pragmatischen Vorteilen („Möglichkeit zur ökonomischen Stabilisierung“, „Erwartung, daß es nun aufwärts gehen werde“) markante Nachteile gegenüber stellt; „der psychische Schock des 13. August hatte Langzeitwirkung“, „das Gefühl [...] eingesperrt zu sein“, „das Nationalgefühl war tief getroffen.“

Über die Glaubwürdigkeit dieser Distanzierungen Hagers ist hier nicht zu richten. Ebenso wenig geht es darum, dass die im Vergleich der Erinnerungen von Hager und Neumann erkennbaren Abweichungen und Irrtümer nicht notwendig gezielte Verfälschungen sind, sondern aus den vielfach beschriebenen Modali-

---

<sup>31</sup> Hager: Erinnerungen, S. 243 (alle Zitate).

<sup>32</sup> Die von Hager genannten Namen finden sich alle in der Liste des Einsatzstabs „Operation Grenzsicherung“ bei Prokop: Die Berliner Mauer, S. 41.

täten des menschlichen Erinnerungsvermögens resultieren. Einige Argumente sprechen dafür, dass Neumanns mündlich entwickelte, lebendiger klingende Erinnerung mehr Fehler beinhaltet.<sup>33</sup> Manfred Gerlach etwa, den er am Abendbrottisch am Döllnsee beschreibt, war nach seinem eigenen Erinnerungsbuch am 13. August 1961 in Moskau auf der Rückkehr von einem Urlaub in Sotschi am Schwarzen Meer. Für Neumann gehörte Gerlach, der 1960 mit erst 32 Jahren nach eigenem Bericht sehr widerstrebend zum Stellvertretenden Vorsitzenden des Staatsrats (für die LDPD) gekürt worden war, gleichsam natürlich zu den Blockpartei-Repräsentanten, die am Döllnsee auf den Mauerbau vorbereitet wurden. Nach Gerlachs Bericht erfuhr er erst durch ein Privattelefonat bei Berliner Freunden von den Ereignissen und ließ sich dann vom DDR-Botschafter in Moskau näher informieren.<sup>34</sup>

Die Döllnsee-Konferenz im Spiegel der Erinnerungen von Hager und Neumann, auch das Zeugnis Gerlachs oder die Kommentare von Axen und Eberlein unterstreichen jedenfalls den konspirativen Charakter der Planung des Mauerbaus. Auf dieser Konspiration besteht auch Markus Wolf, der „von den Straßensperren und Abriegelungen, aus denen die Berliner Mauer entstand, durch die Radionachrichten“ erfahren haben will und sich daher sogar gegen seine Mitarbeiter zu rechtfertigen genötigt sah: „Meine Mitarbeiter zweifelten an mei-

---

<sup>33</sup> Hinsichtlich der populären Darstellung der Döllnsee-Episode ist seine Version allerdings ‚erfolgreicher‘ als die Hagers gewesen. So stützt sich die Titelgeschichte des *Spiegel* zum 40. Jahrestag des Mauerbaus – Klaus Wiegrefe: Die Schandmauer. In: Der Spiegel Nr. 32, 6. August 2001, S. 64-77, hier S. 64 f. – ebenso auf Neumanns Darstellung wie sie Eingang in die Internetplattform *Chronik der Mauer* fand. Vgl. die Website unter Datum des 12. August 1961: <http://www.chronik-der-mauer.de/index.php/de/Chronical/Detail/day/12/month/August/year/1961> (Zugriff vom 7.9.2011). Als weitere vom *Spiegel* offenbar ebenfalls genutzte Quelle findet sich dort ein Interviewausschnitt mit Ulbrichts Übersetzer und Vertrauten Werner Eberlein. Dieser entspricht etwa seiner knappen Schilderung des 12. August am Döllnsee. Vgl. Werner Eberlein: Geboren am 9. November. Erinnerungen. Berlin 2000, S. 325. Sein wichtigstes Detail, das Hager und Neumann nicht erwähnen, ist der von ihm mitgebrachte sowjetische Lustspielfilm als möglicher Pausenfüller für den Fall von Langeweile. Eine Darstellung Eberleins wiederum wird als einzige Quelle von Wilke: Der Weg zur Mauer, S. 337 f., im Wortlaut angeführt (sekundär zitiert nach Wilfriede Otto), allerdings scheint mit dem Stichwort „Abendbrot“ auch erneut ein Bezug auf Neumann möglich.

<sup>34</sup> Manfred Gerlach: Mitverantwortlich. Als Liberaler im SED-Staat. Berlin 1991, S. 108.

ner Ahnungslosigkeit und mussten mir mangelndes Vertrauen unterstellen“.<sup>35</sup> Zwar war das Ministerium für Staatssicherheit tatsächlich nach dem bisherigen Wissensstand von den drei „Sicherheitsministerien“ (neben Inneres und Verteidigung) dasjenige, das sich zuletzt mit den Planungen für die Mauer beschäftigte, allerdings informierte Mielke seine „Führungsriege [...] am frühen Abend des 11. August“.<sup>36</sup> Dass Wolf als Stellvertretender Minister hier ausgegrenzt blieb, scheint zwar unwahrscheinlich, wird von ihm aber umso nachdrücklicher behauptet mit Hinweis auf „Mielkes Misstrauen gegenüber der Aufklärung“. Für Wolf ist die gegenseitige persönliche Abneigung zwischen ihm und Erich Mielke ein ähnliches narratives Individualelement<sup>37</sup> wie Neumanns fast pathologische Verachtung von Günter Mittag und Erich Honecker.

Mielkes Geheimniskrämerei und sein daraus resultierendes Unwissen über die Zusammenhänge im August 1961 hindert Wolf freilich nicht, dem Mauerbau retrospektiv ein veritables Kapitel zu widmen, das wesentlich von der Rekonstruktion der weltpolitischen Ereignisse lebt. Geschichtspolitisch zielt die Argumentation, die auf „Zeitzeugen“-Gespräche mit Valentin Falin und anderen aufbaut, auf die Betonung der Rolle Chruschtschows und die Entlastung der DDR-Führung; es stehe „außer Frage, dass Chruschtschow und nicht Ulbricht die Hauptrolle in dem Drama spielte, das im Sommer 1961 über die Bühne ging.“<sup>38</sup> Interessantestes autobiografisches Narrativ ist hingegen, ironisch formuliert, die Stilisierung der Hauptverwaltung Aufklärung zum ersten Opfer des Mauerbaus: „Für meinen Dienst und mich war die Situation zunächst katastrophal“, da für die Schleusung von Agenten nun ganz neue Wege gesucht werden mussten, worauf Wolf und seine Leute „nicht vorbereitet waren“. Da Mielke zudem die neue Lage nutzen wollte, um „an die Identität“ von Wolfs „Quellen und

---

<sup>35</sup> Markus Wolf: Spionagechef im geheimen Krieg. München 1997, S. 129, ebd. auch das folgende Zitat.

<sup>36</sup> Wilke: Der Weg zur Mauer, S. 335 (das Zitat aus einem Beitrag von Daniela Münkkel).

<sup>37</sup> Noch genauer, das Gespräch in Passagen sogar dominierend ist diese Rivalität und Feindschaft über den Tod hinaus erkennbar in: Hans-Dieter Schütt / Markus Wolf: Letzte Gespräche. Berlin 2007.

<sup>38</sup> Wolf: Spionagechef im geheimen Krieg, S. 133.

Illegalen heranzukommen, [...] kam es zu der paradoxen Situation, daß die Grenzkontrollen der eigenen Seite“ für die HVA „das weitaus größere Problem waren als die relativ harmlosen Kontrollen auf der Westseite.“<sup>39</sup> Jenseits dieser in den folgenden Passagen dann mit anschaulichen Beispielen ausgemalten Schwierigkeiten, die die Mauer für Wolfs Spionagearbeit mit sich brachte, würdigt, dies sei fairerweise festgehalten, Markus Wolf allerdings eingehend die Leiden der einfachen Bevölkerung durch die Teilung der Stadt, bei der sich „erschütternde Szenen“ abgespielt hätten, die er freilich nicht als authentisch erlebt schildert. Als politischer Akt und in seiner Motivation als „Schutzwall“ gegen potentielle westliche Angriffe wird der Mauerbau von Wolf retrospektiv sehr kritisch bewertet, was dem westlichen „Pochen [...] auf die Menschenrechte“ höhere Glaubwürdigkeit gegeben habe. Er selbst habe das damals aber nicht erkannt, sondern wie andere geglaubt, „eine Atempause würde uns helfen, nach und nach die Vorzüge des Sozialismus zur Geltung zu bringen.“<sup>40</sup>

Anders als bei Wolf, der sich selbst mit dem ‚Nimbus‘ vorstellt, als „einer der bestinformierten Männer der DDR“ gegolten zu haben,<sup>41</sup> findet sich in den Erinnerungen eines Mannes aus einem eher mittelbaren Umfeld der Macht ein Zeugnis, das dem weithin dominierenden Bild von Konspiration und kurzer, plötzlich zugespitzter Planung im Sommer 1961 zuwiderläuft. Denn bereits am 23. Februar 1961 will der soeben berufene junge Kulturminister Hans Bentzien von Ulbricht persönlich in einer Kommissionssitzung vorgestellt worden sein, bei der die technischen Details der Absperrung Berlins – einschließlich der Beschaffung von Stacheldraht und die Organisation des mitternächtlichen Eisenbahnverkehrs – auf der Tagesordnung gestanden haben sollen.<sup>42</sup> Die Frage der Zuverlässigkeit seines Erinnerens gewinnt besondere Brisanz aus dem Umstand, dass es der Tag seines Dienstantritts im Ministerium war, also ein gedächtnistheoretisch besonders markantes Datum.

---

<sup>39</sup> Ebd., S. 129 f., S. 143.

<sup>40</sup> Ebd., S. 130.

<sup>41</sup> Ebd., S. 128 f.

<sup>42</sup> Bentzien: *Meine Sekretäre und ich*, S. 173 f.

Hans Bentziens Hinweis ist für die Mauerbau-Forschung zuerst wohl von Armin Wagner erwähnt worden, ihm folgte jüngst Manfred Wilke.<sup>43</sup> Beide sind aber von diesem verblüffenden Umstand nicht sehr irritiert worden,<sup>44</sup> dass bereits ein halbes Jahr vor dem 13. August so konkrete Planungen für einen „Tag X“ in einem offenbar relativ großen Kreis von staatlichen Funktionsträgern – „eine Kommission, vorwiegend aus Ministern zusammengesetzt“ – erörtert und entschieden worden sein sollen. Bentzien berichtet nicht nur, dass Ulbricht den Termin des „Tag X“ von dem Ausgang des Treffens Chruschtschows mit Kennedy abhängig machte und bis dahin „alles wie vorbereitet“ laufen möge, sondern auch von seinen ganz eigenen Planungsaufgaben für den „Tag X“. Er bekam nämlich den Auftrag, den Kulturbetrieb in der Hauptstadt der DDR gleichsam von Westimporten unabhängig zu machen: Es sollten „unter allen Umständen die Vorhänge der Theater“ aufgehen, da nicht abzusehen sein, wie nach den seinerzeit noch unklaren Maßnahmen „der Westen sich verhielte und ob er die etwa 600 Künstler, die im Westteil Berlins wohnten, zur Arbeit bis uns ließe“.<sup>45</sup> Diese Problematik hat die Kulturpolitiker in Ost-Berlin schon längere Zeit beschäftigt; der vor allem im Musikbereich sehr hohe Anteil von Grenzgängern wurde bereits in den späten 1950er-Jahren in kritischen Analysen herausgearbeitet. Bentzien berichtet nun weiter, dass er seinen Theaterminister Kurt Bork ins Vertrauen gezogen und mit ihm gemeinsam die Notfallpläne entwickelt habe. Nimmt man die mitgeteilten Details ernst – Verlegung des Spielzeitbeginns, Umbesetzung der Spielpläne „für das erste Vierteljahr der neuen Spielzeit“, mehr kleine Opern statt großer Choropern, Information von Rundfunkchef Gerhart Eisler, der für die Orchester „mit seinen besten Kräften auszuhelfen“ ver-

---

<sup>43</sup> Wilke: Der Weg zur Mauer, S. 270 f., mit Bezug auf Armin Wagner: Stacheldrahtsicherheit. Die politische und militärische Planung und Durchführung des Mauerbaus 1961. In: Hans-Hermann Hertle / Konrad H. Jarausch / Christoph Kleßmann (Hg.): Mauerbau und Mauerfall. Berlin 2002, S. 119-137, hier S. 121 f.; vgl. auch Matthias Uhl / Armin Wagner (Hg.): Ulbricht, Chruschtschow und die Mauer. München 2003, S. 21 (Einleitung).

<sup>44</sup> Jedenfalls ist nicht ersichtlich, inwieweit diesem Hinweis nachgegangen wurde. Eine vorläufige Argus-Suche im Findmittelbestand des Bundesarchivs Berlin blieb ohne Befund. Zwar hat am 23. Februar 1961 eine Sitzung des Sekretariats des ZK stattgefunden, aber auf der Tagesordnung standen die behandelten Themen nicht.

<sup>45</sup> Bentzien: Meine Sekretäre und ich, S. 174.



sprach, Verlegung des Gothaer Orchesters in die Region Berlin, sorgfältige Prüfung einzelner Orchesterleiter auf ihre Zuverlässigkeit, Bereithaltung von Ersatz, der seinen Urlaub in der Nähe Berlins plante und mit der Legende eines möglichen Auslandsauftritts gleichsam in Wartestellung gebracht wurde usw.,<sup>46</sup> – so gewinnt man den Eindruck, dass trotz aller Geheimniskrämerei und Legenden eine beträchtliche Zahl von Menschen allein aus diesem kleinen Kultursektor Winke auf sich verändernde Entwicklungen erhielten. Bentzien nennt nicht den Zeitpunkt seiner Planungen, sie sind aber, aus dem Kontext geschlossen, offenbar lange vor dem Wiener Gipfel vom 3. und 4. Juni 1961 auf den Weg gebracht worden. Als zentrales „Signal“ habe er die Berufung von Marschall Konjew zum Oberkommandierenden der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland empfunden. Bei einem Empfang mit DDR-Ministern habe Konjew „einige unübliche Truppenmanöver“ angekündigt, die „lediglich inneren Angelegenheiten des Warschauer Paktes“ betreffen. „Wer Ohren hatte zu hören, hatte gehört und verstanden, denn jeder wußte, es lag was in der Luft.“<sup>47</sup>

Mit Bentziens Erinnerungen sind wir auf einer pragmatischen Handlungsebene angelangt, auf der die autobiografischen Texte weniger Zeitzeugen-Betroffenheit als Experten-Informationen vermitteln. Natürlich umrankt Bentzien seine Darstellung auch mit einigen persönlich-privaten Elementen, die nach den Vorläufen gerade nicht das Narrativ der Überraschung oder gar des Entsetzens ausfüllen können. Zwar fährt auch Bentzien im August in den Ostseeurlaub, aber für ihn gingen die „schönen Tage schnell vorbei“ als „die erwartete Meldung durchs Radio“ und er sogleich nach Berlin eilt. Im Vorbeigehen erzählt er noch anekdotisch, wie er offenkundig von einer MfS-Mitarbeiterin, getarnt als Referentin für Pressefragen, überwacht worden sei, die er am 13. August mit ihrem Mann nach Berlin mitnahm und die wohl seine Vorbereitungen wie die Urlaubstage in Ahlbeck beobachten sollte. Außer einem ironischen Kommentar

---

<sup>46</sup> Ebd., S. 176 f.

<sup>47</sup> Ebd., S. 177 f.

– „Mielke nähte immer mit zwei Nadeln.“<sup>48</sup> – ist das Bentzien aber weiterer Aufregung nicht wert.

Zwischen den Politbüromitgliedern und dem bekanntlich schon 1965 brutal geschassten Kulturminister Bentzien liegt gewiss eine erhebliche Spanne der ideologischen Bewertung des Mauerbaus und ihre Texte mögen sich auch in der Erinnerungsqualität unterscheiden. Bentziens Text zählt zu den besonders anschaulichen, lebendigen, gut erzählten und wohl auch überdurchschnittlich informativen unter den DDR-Erinnerungen von höheren Funktionsträgern. Gleichwohl gehört er zur Sphäre der Macht und der funktionalen Elite derer, die das Mauersystem ermöglichten und trugen. Das zeigt auch seine folgende Darstellung des pragmatischen Abarbeitens der Mauerfolgen für den Kulturbetrieb mit dem Ziel der „Beibehaltung der Normalität des Lebens, wenn man angesichts der Abriegelung dieses Wort überhaupt benutzen kann“.<sup>49</sup> Auffällig, wie die kleine Relativierung mehr stilistisch als moralisch argumentiert; freilich würde mancher Mauerapologet die Frage gar nicht stellen.

Gemeinsam ist dieser Textgruppe der Mächtigen das Wechselspiel zwischen weltpolitischer Gesamteinbindung der Ereignisse vom 13. August und innerer Charakterisierung ganz aus der Interessenlage und Perspektive der DDR. Dem internationalen Kontext kommt im Begründungsnarrativ der expliziten Mauerapologeten ohnehin eine zentrale Schlüsselfunktion zu, da sich hier individuelle Interessen mit politisch-historischer Argumentation verknüpfen. Schließlich – dies wird etwa bei Keßler besonders greifbar<sup>50</sup> – steht die Auseinandersetzung um die Bewertung der Mauer und die zu ihrer Errichtung führenden politischen Entscheidungen in Moskau und Ost-Berlin bei dieser kleineren Gruppe auch vor dem justiziablen Argument: also der Frage einer individuellen ‚Schuld‘ der angeklagten Politbüromitglieder und DDR-Spitzenvertreter in den diversen Strafverfahren der neunziger Jahre um die Toten an der Mauer und infolge

---

<sup>48</sup> Ebd., S. 178.

<sup>49</sup> Ebd., S. 179.

<sup>50</sup> Vgl. bei Keßler, S. 354ff. und Anhang, die eingehenden Darlegungen zu dem Prozess gegen Honecker, Stoph, Mielke, Keßler, Streletz und Albrecht vor dem Landgericht Berlin, die Revisionsverhandlung vor dem Bundesgerichtshof und zum Spruch des Bundesverfassungsgerichts von 1996.

des DDR-Grenzregimes. Das internationale Entlastungsargument, dass Moskau und nicht Ost-Berlin hier die letzte Entscheidungsgewalt zukam, wie auch, dass der Kreml als die treibende Kraft im Prozess hin zum Mauerbau gewirkt hat, soll die persönliche Verantwortung der SED-Spitze relativieren. Autobiografische Arbeit dient hier also durchaus manifesten Zwecken. Keßler hat jüngst gemeinsam mit Fritz Streletz dazu noch einmal eine nur im Untertitel als Erinnerungstext authentifizierte Kampfschrift vorgelegt, die das einleitend angeführte Interview Manfred Wilkes mit Generaloberst Mereschenko aufgriff und es im vollen Wortlaut abdruckte.<sup>51</sup>

Während die Narrative der Mauerapologeten bei aller inneren Mannigfaltigkeit doch eine einheitlich *normative* Gegenposition markieren zu dem mit Eppelmanns Bericht fixierten Modell der Koinzidenz individueller und politischer Zäsur bei moralischer Verurteilung des Mauerbaus, verweist die oben nur inhaltsanalytisch und vorläufig charakterisierte Variante von Erinnerungstexten, die den Mauerbau gar nicht oder in auffälliger Randständigkeit erwähnen, auf ein auch normativ weit gespanntes Feld von Positionen.

Auf Kesslers Verfahren der Beiläufigkeit ist schon aufmerksam gemacht worden. Es findet sich auch in anderen Erinnerungstexten. Lothar Bisky, immerhin erst seit Dezember 1959 in der DDR, gelegentlich in den Ferien noch in Holstein, wo die Familie lebt, in Leipzig soeben zum Studium *nicht* zugelassen und zur Bewährung ‚in der Braunkohle‘ aktiv, ist am 13. August 1961 wie so viele in den Ferien, genauer: als Helfer in einem Kinderferienlager. „Eine besondere Aufregung war dort nicht zu spüren. [...] Ich dachte an meine Familie und wie wir unseren Kontakt aufrechterhalten konnten. Wir waren so sehr mit Geländespielen und Schnitzeljagden beschäftigt, dass uns die Tragweite des Ereignisses damals kaum bewusst wurde.“ Mit diesen kargen Worten und dem Hinweis, dass ihm erst später in Berlin die „Auswirkungen“ auf die „Stimmung in der Stadt“ deutlich geworden seien, belässt es Bisky.<sup>52</sup>

---

<sup>51</sup> Heinz Keßler / Fritz Streletz: Ohne die Mauer hätte es Krieg gegeben. Zwei Zeitzeugen erinnern sich. Berlin <sup>2</sup>2011.

<sup>52</sup> Lothar Bisky: So viele Träume. Mein Leben. Berlin 2005, S. 49. Biskys Zeugnis bekommt eine ironische Volte durch den Titel der kurz zuvor veröffentlichten Auto-

Leichthin mag man die Fehlanzeige bei der Sichtung der *Bekenntnisse* von Nina Hagen damit entschuldigen, dass sie 1961 gerade erst sechs Jahre alt war. Freilich ist ihr Text alles andere als unpolitisch, ja sie weiß eine Reihe frühkindlicher „Erinnerungen“ einzubringen, bei denen die „Ersatzmama Tante Trudchen“, die einen Sohn „in Westberlin“ hat, eine wichtige Rolle spielt, doch das Faktum des Mauerbaus bereitete für ihre kindliche Lebenswelt offenbar keine Einschränkungen.<sup>53</sup> Auch in der chronologisch recht unorganisierten Autobiografie des Schriftstellers, Weltenbummlers und ‚Privatunternehmers‘ Joachim Specht sucht man irgendeinen Bezug auf den August 1961 vergeblich. Spechts Leben ist nach ganz anderen, höchst individuellen Zäsuren charakterisiert: Dazu gehört vor allem sein dreijähriger Australienaufenthalt (1952-55), von dem er, mühsam genug, ins heimatliche Dessau zurückkehrt, um im traditionsreichen, aber durch Steuerdruck und Misswirtschaft von Vater und Onkel gleichermaßen zugrundegerichteten Familienunternehmen das Desaster zu vollenden. Obwohl in seinem Buch *Westreisen und Westkontakte* durchaus zum normalen Alltag zu gehören scheinen, ist Specht anderes viel wichtiger als jede Politik: etwa seine vier – in der Chronologie schwer zu überschauenden – Ehen und schließlich seine etwa 1960 beginnende, von Walter Steinberg maßgeblich beförderte ‚Karriere‘ als Schriftsteller.<sup>54</sup>

Wie deutlich indes der Mauerbau als eine bewusste Leerstelle konzipiert sein kann, hatte längst ein etwas talentierterer Kollege von Joachim Specht bewiesen. Das meisterhaft inszenierte Vexierspiel Hermann Kants, der sich in seinem *Abspann* 1991 trotzig jeder Linearität und Kausalität in der Biografiearbeit entzieht, lässt auch nach dem Mauer-Thema lange und vergeblich fahnden. Freilich spielt das Jahr 1961 eine Rolle, aber es ist der V. Schriftstellerkongress 1961, bei dem er mit Alexander Abusch einen Strauß auszufechten hatte, der seinen Raum findet.<sup>55</sup> Und weit vorausgreifend wird im Zusammenhang sei-

---

biografie seines ältesten Sohns Jens Bisky: Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich. Berlin 2004. Freilich ist Jens Bisky am 13. August 1966 geboren.

<sup>53</sup> Nina Hagen: *Bekenntnisse*. München 2010, S. 57.

<sup>54</sup> Joachim Specht: *Zwischen Dessau und Australien. Lebenswege*. Emsdetten 2010.

<sup>55</sup> Hermann Kant: *Abspann. Erinnerungen an meine Gegenwart*. Berlin, Weimar 1991, S. 446.

ner Ablösung und kritischen Distanzierung von seinem literaturwissenschaftlichen Lehrmeister Alfred Kantorowicz, der im August 1957 in den Westen gegangen war, auf den Mauerbau indirekt angespielt: jedoch in eleganter Verschleierung durch die Anführung einer Textpassage von Hans Werner Richter, wonach es „lange vor dem 13.8. und der Errichtung der Mauer schon ein Wetterleuchten“ in der Ost-West-Publizistik gegeben habe.

Umso erstaunlicher ist diese Strategie der Marginalisierung und Verleugnung, wenn Kant anderthalb Jahrzehnte später den Mauerbau in den Rang einer biografisch-werkgeschichtlichen Schlüsselerfahrung erhebt, indem er den Beginn seiner Arbeit an dem Roman *Die Aula* auf den 13. August 1962 datiert: am „Jahrestag der Mauer [...] im Vollgefühl, daß ich jetzt richtig loslegen kann.“<sup>56</sup> In seinem lebensgeschichtlichen Interview mit Irmtraud Gutschke unterstreicht er zugleich seine Augenzeugenschaft des Mauerbaus:

„Du warst in Berlin, als die Mauer gebaut wurde?

Nicht nur in Berlin, ich war vor Ort, als es geschah. Als Journalist – dieses Selbstverständnis hatte ich bis ins hohe Alter – wollte ich es mit eigenen Augen sehen. Das werde ich nie vergessen: An der Friedrichstraße waren auf unserer Seite Lautsprecher aufgefahren und bullerten kubanische Lieder durch die Nacht. Man hatte das Gefühl: Hier ist Revolution, wir zeigen nun dem Westen unsere geballte Arbeiterfaust. Daß wir uns damit auch selbst auf die Nase schlagen, habe ich, glaube ich, zunächst nicht gesehen.“<sup>57</sup>

Augenzeugenschaft verknüpft sich hier mit einer programmatischen, lebenslang gültigen Identität als Journalist, sprich im DDR-Verständnis: als Agitator und Propagandist,<sup>58</sup> aber auch mit klassenkämpferischem Sieges- und Revolutionsbewusstsein, dass nur post festum mit der Einsicht in eine höhere geschichtliche Wahrheit verbunden wird. Im Weiteren reproduziert Kant die üblichen Stereotype des ostdeutschen Vor-Mauer-Elends – „Wenn du zum Friseur gefahren bist, wusstest du nicht, ob er noch da ist. [...] Und nach dem Mauerbau bekamst du sofort ein Taxi, wenn du eins brauchtest.“ –, sodass der 13. August,

<sup>56</sup> Irmtraud Gutschke: Hermann Kant. Die Sache und die Sachen. Berlin 2007, S. 60 f.

<sup>57</sup> Ebd., S. 60, auch die folgenden Zitate.

<sup>58</sup> Vgl. zahlreiche einschlägige Positionierungen von Spitzenjournalisten der DDR in lebensgeschichtlichen Interviews in: Michael Meyen / Anke Fiedler: Die Grenze im Kopf. Journalisten in der DDR. Berlin 2011.

eben noch Revolution und „geballte Arbeiterfaust“, als „Herstellung ordentlicher Verhältnisse“ sogleich wieder verkleinert wird.

Was in Kants Erinnerungen wie ein blinder Fleck wirkt, erscheint auch bei einigen Wissenschaftlern der DDR im autobiografischen Rückblick wie durch einen Grauschleier der Erinnerung gesehen. In Jürgen Kuczynskis zumeist aus Tagebuchnotizen zusammengetragenen Memoiren fällt der Mauerbau offenkundig durch das schütterere Erinnerungsrastrer des greisen Ökonomen,<sup>59</sup> während Walter Markov in seinem in vielen Passagen durchaus eindrucksvollen lebensgeschichtlichen Gespräch (noch von 1989) zwar mehrfach den August 1961 streift, aber als ein offenbar allzu bekanntes Ereignis, als dass es dafür mehr Worte verlangte. Markov, der sich im Sommer 1961 auf seinen 1962 bevorstehenden Einsatz als geisteswissenschaftlicher Entwicklungshelfer in Nigeria vorbereitete, wo er für zwei Jahre eine historische Abteilung aufbaute,<sup>60</sup> kommentiert freilich Ernst Blochs Entscheidung von 1961, von seiner Urlaubsreise in den Westen nicht nach Leipzig zurückzukehren: „Es war seine Entscheidung. Niemand zwang ihn dazu, und viele hier haben seinen Weggang bedauert.“<sup>61</sup>

Eine weit eindrucksvollere erinnerungskulturelle Transformation des 13. August 1961 leistete ein weiterer Historiker: der bis 1991 in Rostock und Greifswald lehrende Karl-Heinz Jahnke. Fast im Modus einer barocken Gelehrtenvita reiht Jahnke in seinem ansonsten recht familiär und harmlos illustrierten Lebensbericht eine berufliche Station und eine Buch- bzw. Aufsatzpublikation an die andere. Fast alle sind der Aufarbeitung der Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands und dem antifaschistischen Widerstand gewidmet. Für den August 1961 erinnert Jahnke sich an eine vom 8. bis 19. August 1961 durchgeführte Exkursion des von ihm geleiteten „Internationalen Komitees zur Erforschung des antifaschistischen Widerstandskampfes der Studenten Europas“,

---

<sup>59</sup> Jürgen Kuczynski: Ein linientreuer Dissident. Memoiren 1945-1989. Berlin, Weimar 1992.

<sup>60</sup> Voraussetzung dafür sei zuerst „so bald nach dem 13. August 1961 [...] Vertrauen in dieses Experiment [...] von Seiten meiner vorgesetzten Dienststellen in Berlin“ gewesen. Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Köln 1990 (zuerst Berlin, Weimar 1989), S. 248.

<sup>61</sup> Ebd., S. 218.

die unter anderem nach Prag, Krakau, Warschau und Berlin führen sollte. Für den Tag und das Ereignis des Mauerbaus notiert er dann genau einen Satz: „Am Sonntag, den 13. August 1961, waren wir im ehemaligen KZ Auschwitz und in der darauf folgenden Woche am Brandenburger Tor in Berlin.“<sup>62</sup> Das implizite Argument bedarf keiner umständlichen Interpretation: Es ist die gewiss unabweisbare kausale Verknüpfung von NS-Terror und Kaltem Krieg. Vor den Verbrechen des deutschen Faschismus hat die Erinnerung an die Mauer zu schweigen.

Aber auch der junge Widerstandsforscher und Antifaschist Jahnke steht im Spätsommer 1961 vor einer „grundlegende[n] Weichenstellung“: Soll er SED-Funktionär werden oder die Hochschullaufbahn verfolgen? Er entscheidet sich für die Universität. Dieser kühne Schritt, der nur mit Hilfe eines „amtsärztlichen Gutachtens“ gelingt,<sup>63</sup> mag in diesen Monaten nur schwerlich ohne Berücksichtigung der politischen Rahmenbedingungen gewagt worden sein.

Jahnkes Beispiel macht einen kohortenbedingten Zusammenhang vieler Erinnerungsautoren deutlich: Sie waren in den Monaten des Mauerbaus junge Menschen, oft aus der Generation von 1930 (plus/minus drei bis fünf Jahre),<sup>64</sup> also mitten in der Phase beruflicher und familiärer Grundentscheidungen und solcher Erfahrungen, die als anthropologische Konstanten betrachtet werden können. Ihrer eingedenk mag sich in der lebensgeschichtlichen Rückschau auch die politische Rahmung in ihrer Zäsurfunktion relativieren. Werner Mittenzwei, der Brecht-Forscher, und seine Frau Ingrid Mittenzwei, die späterhin ebenso berühmte Biografin Friedrichs II. von Preußen, erwarten im Sommer 1961 ihr erstes Kind. Zwar erläutert Mittenzwei eingehend und abgewogen die sozioöko-

---

<sup>62</sup> Karl-Heinz Jahnke: Gegen das Vergessen. Biografische Notizen. Forschungen zum Widerstand gegen die NS-Diktatur in Deutschland. Rostock 2008, S. 37.

<sup>63</sup> Ebd., S. 38 f.

<sup>64</sup> Sie sind Angehörige der berühmten Aufbau-Generation, die vielleicht doch die markanteste generationelle Lagerung der DDR-Geschichte bezeichnen und „die am engsten mit der DDR verbundene“ Generation darstellen. Vgl. Thomas Ahbe / Rainer Gries: Gesellschaftsgeschichte als Generationengeschichte. Theoretische und methodologische Überlegungen am Beispiel der DDR. In: Annegret Schüle / Thomas Ahbe / Rainer Gries (Hg.): Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur. Leipzig 2006, S. 475-571, hier S. 502-518, Zitat S. 516.

nomischen Zwangslagen (Grenzgänger, Währungsproblematik), ihren politisch-propagandistischen Niederschlag und die sich dadurch wiederum verschärfende Fluchtbewegung. Aber ebenso nüchtern stellt er fest, dass er persönlich von all dem kaum berührt war, zumal er und seine Frau den Westen eher mieden: „Uns bewegten in diesen Augusttagen andere Sorgen. Ingrid war hochschwanger. In welche Welt würde unser Kind geraten?“<sup>65</sup> Mittenzweis Einlassung unterstreicht die eingangs ausgemachte Differenzierung individueller und kollektiv erfahrbarer historischer Prozesse.

Mit weit größeren Problemen noch schlugen sich im Sommer 1961 der Dramatiker Heiner Müller und der junge Geschichtslehrer Eckart Mehls herum. Für Heiner Müller steht die Erinnerung an die zweite Jahreshälfte von 1961 natürlich ganz im Zeichen der *Umsiedlerin*-Affäre, wie es in seiner Interview-Autobiografie lakonisch heißt.<sup>66</sup> Unmittelbar nach der Uraufführung am 30. September 1961 auf der Bühne der Hochschule für Ökonomie in Berlin-Karlshorst wurden Stück und Inszenierung bekanntlich verboten, Müller kurz danach aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen und Regisseur Bernd K. Tragelehn zur Bewährung in den Braunkohlentagebau gesteckt. Für Müller ist die Erregung, die das Stück bei den Funktionären hervorrief, und die Drastik ihrer Reaktion eine mittelbare Funktion des Mauerbaus. Bereits im Vorfeld lenken die August-Ereignisse die Aufmerksamkeit der Funktionäre auf das Stück: „Die Inszenierungsarbeiten liefen, während die Mauer gebaut wurde.“<sup>67</sup> Aber Müller begründet nicht nur die besondere Schärfe der Reaktion auf sein Stück mit der „Situation [...] nach dem 13. August 1961“, in der bestimmte Passagen als unmittelbarer Kommentar zum Mauerbau interpretiert werden konnten,<sup>68</sup> sondern

---

<sup>65</sup> Werner Mittenzwei: *Zwielicht. Auf der Suche nach dem Sinn einer vergangenen Zeit. Eine kulturkritische Autobiographie.* Leipzig 2004, S. 178.

<sup>66</sup> Heiner Müller: *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen.* Köln 1991, S. 160-187; vgl. Matthias Braun: *Drama um eine Komödie. Das Ensemble von SED und Staatssicherheit, FDJ und Ministerium für Kultur gegen Heiner Müllers „Die Umsiedlerin oder Das Leben auf dem Lande“ im Oktober 1961.* Berlin 1995.

<sup>67</sup> Müller: *Krieg ohne Schlacht*, S. 165.

<sup>68</sup> Vgl. ebd., S. 166: „Bestimmte Sätze des Stückes klangen zu dem Zeitpunkt wie die totale Provokation, obwohl zwei Jahre vor dem Mauerbau geschrieben. Zum Beispiel, wenn Fondrak sagt: ‚Kann sein, der Rasen zwischen uns wird Staatsgrenze



auch seine Selbstkritik, mit der er – nach entsprechend freundschaftlichem Druck von Helene Weigel – zwar nicht seinen Ausschluss, aber doch schlimmere Folgen vermeiden konnte. Anders als Václav Havel, der für seine Stücke ins Gefängnis ging, sieht er sich als Autor: „Ich kann mich nicht erinnern, dass mich größere Scham befallen hätte beim Verfassen der Selbstkritik. Es ging um meine Existenz als Autor. Havel ist primär ein Kämpfer für politische Rechte [...]. Hinzu kommt, die Situation in der DDR nach dem 13. August 1961 war von größerer Härte als vergleichbare Situationen in den letzten Jahren im Ostblock.“ Wenige Seiten später baut Müller auch diese Erfahrungen von Mauerbau, Stückverbot, Selbstkritik und Ausschluss in seine übliche Argumentationslinie ein: „Ich habe das Ganze als dramatisches Material betrachtet, ich selbst war auch Material, meine Selbstkritik ist Material für mich.“<sup>69</sup>

Müllers künstlerische Souveränität fehlt dem Wissenschaftler Eckarts Mehls vollständig, der ebenfalls 1961 eine persönliche biografische Zäsur mit der politisch-historischen dieses Jahres verbinden muss. Dafür hat er das Prinzip der Selbstkritik umso bruchloser verinnerlicht, sodass sich seine Autobiografie streckenweise ob der ostentativen Dauerrechtfertigung etwas anstrengend liest. Diese Passagen zum Spätsommer 1961 gehören indes zu den farbigsten und anschaulichsten Darlegungen nicht nur dieses Buchs, sondern sind in der autobiografischen Mauerbau-Literatur insgesamt in verschiedener Hinsicht bemerkenswert, vor allem durch die atmosphärischen Schilderungen der August- und Septembertage in Ost-Berlin.

Mehls – auch er als Angehöriger des Jahrgangs 1935 wohl noch gerade zur Aufbau-Generation zu zählen – hat es nach seinem Geschichtsstudium in die vorpommersche Provinz, an eine Wolgaster Oberschule, verschlagen, wo ihn bei aller Freude am Lehrerberuf die kleinkarierte ideologische Bevormundung und Gängelung an der Schule stört. Zufällig erhält er nun genau im Sommer 1961 die Chance, an die Berliner Humboldt-Universität zurückzukehren, und

---

plötzlich, [...] du stehst in Rußland ohne einen Schritt, ich in Amerika, und Kinder machen auf dem Grenzstrich ist Export und verboten [...].’ Das wurde jetzt natürlich als Angriff auf die frisch begrünte Staatsgrenze gelesen.“

<sup>69</sup> Ebd., S. 180, S. 183.

zwar als Referent für Auslandsbeziehungen beim Rektorat. Mehls charakterisiert seine Entscheidung, dies Angebot anzunehmen, mit Recht als eine Lebenskehr. Mitten in seine Umzugsplanungen fällt der 13. August: „Meine wenigen Sachen waren gepackt [...], als ich an dem letzten planmäßigen Sonntag in Wolgast von den ‚Maßnahmen zur Sicherung der Staatsgrenze der DDR‘ – nein nicht überrascht, dafür gab es trotz des berühmten Ulbricht-Dementis zu viele Anzeichen, eher wohl ge- und betroffen wurde.“<sup>70</sup> Das Zitat zeigt die Wertungsreflexion des Autobiografen und nuanciert die Verwicklung der Gefühle: Überraschung nein, Betroffenheit und Getroffenheit ja – eine durchaus plausible Charakterisierung. Etwas verblüffender ist allerdings das höchst reflektierte Notat, das der junge Mann noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Radionachricht von der Sicherung der Staatsgrenze aufgeschrieben haben will. Mehls Text stützt sich insgesamt auf vielfach zitierte, aber in ihrer dokumentarischen Form als Tagebuch o. ä. nicht näher qualifizierte zeitgenössische Aufzeichnungen, die ihn als helllichtigen kritischen Zeitgenossen ausweisen. Am Morgen des 13. August bewegen ihn die Folgen des Mauerbaus für die innere Entwicklung der DDR: „Ich habe jedoch die Befürchtung, dass einige Funktionäre sich heute die Hände reiben, dass es jetzt mit den Samthandschuhen vorbei ist und sie nun freie Hand haben.“ Vor allem die „verhaßten‘ Intellektuellen“ würden es zu spüren bekommen, „dass wir jetzt weit mehr ausgeliefert sind als je zuvor.“<sup>71</sup> Mit diesen Bemerkungen setzt Mehls einen Kontrapunkt zu der gängigen Argumentation, dass die Mauer als Chance für die innere Konsolidierung der DDR gesehen wurde – von den erinnerten Jubelschreien<sup>72</sup> ganz abgesehen. Unabhängig von der etwas zweifelhaften Authentizität dieses Dokuments von 1961, ist sie als Erinnerungsposition gleichwohl von Belang, zumal sie mit Beobachtungen anderer durchaus übereinstimmt. So beobachtet Karl Schirdewan,

---

<sup>70</sup> Eckart Mehls: Unzumutbar. Ein Leben in der DDR. Schkeuditz 1998, S. 110.

<sup>71</sup> Ebd., S. 111.

<sup>72</sup> So der frühere Staatsanwalt Hans Christange: „Sie können aber der Schreiberin [...] übermitteln, dass ich einen Riesenfreudenschrei in meinem Bett am 13. August ausgestoßen habe, als ich nach dem Aufwachen die Nachricht von der Schließung der Grenze zu Westberlin und Westdeutschland im Radio hörte.“ In: Hans Christange / Klaus Stenzel: Ost-West Denkstrukturen. Ein Briefwechsel zwischen Brandenburg und Hessen/Rheinland-Pfalz. Berlin 2009, S. 277.

der 1958 von Ulbricht als Politbüromitglied geschasste Altkommunist, in der Zeit nach dem Mauerbau in seinem Bereich, dass „Antisozialisten aus den Reihen Archivare [...] plötzlich die Mitgliedschaft in der SED“ beantragen.<sup>73</sup>

In Berlin angekommen, erlebt der junge Mehls Berlin als „einem Heerlager gleich“, mit Panzern in den Straßen, NVA, hektische Volkspolizisten und Betriebskampfgruppen bestimmen das Straßenbild. Daran hätte man sich noch gewöhnen können. „Aber die schroffe Veränderung des Tons in den politischen Debatten und Auseinandersetzungen jener Tage war geradezu erschreckend“, kurz: „Die politische Atmosphäre war bedrückend.“<sup>74</sup> In dieser Atmosphäre beginnt er seine Funktion in der Humboldt-Universität, die ebenso wie die Stadt und das Land im Großen sich als Mikrokosmos ganz neu auf das Leben mit der Mauer einrichten muss. Für Mehls Aufgabe im Bereich der internationalen Hochschulbeziehungen stellte sie natürlich auch eine ganz praktische, neue Hürde dar.

An dieser Stelle soll der Kreis nicht künstlich geschlossen, aber doch unterbrochen werden, weil ein ganz in den Strukturen des Systems sozialisierter, überzeugter Parteigenosse, den übrigens seine Erfahrungen nach 1990 keineswegs zum „Wendegewinner“ und nachträglichem DDR-Kritiker prädestinierten, ähnlich bedrückende Eindrücke vom August 1961 im Gedächtnis hat wie Rainer Eppelmann, mit dessen Erinnerungen die Betrachtung eingesetzt hatte.

### **Fortsetzung folgt.**

#### *Redaktionelle Nachbemerkung*

*Dieser Text wird bewusst fragmentarisch und als erste Stufe eines fortzuführenden Lektüre- und Deutungsprozesses vorgestellt – die Fülle des Materials gebietet die ‚schöpferische Pause‘. Überhaupt werden mit der vorliegenden Argumentation noch kaum abschließende Thesen formuliert, sondern allenfalls Zwischenergebnisse, die sich bei fortgeschrittener Materialerschließung fortlaufend kritischer Überprüfung aussetzen müssen. Wichtig war dem Verfasser, auf das Material und die Mannigfaltigkeit der Erinnerungen hinzuweisen, die Quellen zum Sprechen zu bringen. Daher sind die Zitate etwas umfangreicher gewählt als vielleicht unbedingt erforderlich. Hinweise und Widerspruch sind ausdrücklich erwünscht.*

---

<sup>73</sup> Karl Schirdewan: Ein Jahrhundert Leben. Erinnerungen und Illusionen. Autobiographie. Berlin 1998, S. 282.

<sup>74</sup> Mehls: Unzumutbar, S. 114.